

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Feuilleton der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Kemtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 53.

Berlin, Mittwoch den 3. Mai

1837.

### Ungarn.

#### Marshall Marmont in Ungarn.

Die so eben in Paris erschienenen „Memoiren des Herzogs von Ragusa“, welche schon durch die Persönlichkeit ihres Verfassers von Interesse sind, enthalten eine Beschreibung der Reise, welche der Marshall von Wien aus im Jahre 1834 durch Ungarn und Siebenbürgen nach dem südlichen Rußland und von da nach Konstantinopel, Syrien, Palästina und Aegypten unternahm. Wir liefern hier einige Auszüge über den Aufenthalt des Herzogs in Ungarn:

„Dieses Land erscheint dem Durchreisenden fast ganz wüst und unbewohnt; auf seinen unermesslichen Ebenen findet man nur in großen Entfernungen von einander einzelne Kolonien von ungefähr 30—40,000 Ackerbauern, welche hier den ganzen Winter hindurch zusammenwohnen und, sobald der Frühling kommt, sich auf ihre Aecker und Felder zerstreuen. Hier bleibt Jeder die ganze Woche hindurch bei seinen Feldarbeiten, und die sogenannte Stadt wird nur von Frauen, kleinen Kindern und einigen Bedienten bewohnt. Sonnabend Abends pflegt dann jeder Familienvater sein Haus in der Stadt aufzusuchen und läßt alle seine Arbeitsteile auf dem Felde; Montag aber mit Tagesanbruch eilt er auf sein Pachtgut zurück. Sobald die Feldarbeiten des Jahres sämmtlich beendigt sind, kehrt Alles heim in seine Stadt. Doch haben sich auch schon hier und da dergleichen Wohnungen des Augenblicks in bleibende Hütten und stattliche Häuser verwandelt, welche mit schönen Pflanzungen geschmückt und von ihren Bewohnern nicht mehr verlassen werden, bis es nach und nach dahin kommen wird, daß sich das ganze Land mit Weizen und Obstern bedeckt und es in Ungarn eben so aussieht, wie in dem übrigen Europa. Dann werden auch die Städte eine ganz andere Gestalt annehmen; sie werden einen großen Theil ihrer jetzigen Bevölkerung verlieren und nur von Leuten bewohnt werden, die mit dem Ackerbau nichts zu thun haben und von ihren Renten oder von Handel und Industrie leben.“

„In Comorn traf ich den General-Lieutenant Bakongi, der dort Gouverneur ist und den ich im Jahre 1815 zu Chatillon gesehen und in meinem Hause aufgenommen hatte. In der That ein höchst sonderbares Geschick, das zwischen zwei Menschen, welche so weit von einander geboren sind, plötzlich eine ganz unerwartete Bekanntschaft schließt und sie dann wieder unter so entfernten Zeiten und Umständen aufs neue zusammenbringt. Wahrscheinlich hat der General-Lieutenant Bakongi die Erinnerung an meine damalige Gastfreundschaft treu bewahrt, denn er überhäufte mich mit aller möglichen Höflichkeit und Freundschaft.“

„Man zeigt mir in Comorn einen sehr schätzbaren Reichthum des Bodens, nämlich Steinkohlen von der vorzüglichsten Qualität, welche zwei Lieues von der Stadt auf einem Gute des Grafen Sandor ausgegraben werden. Doch die Ausbeutung dieser Fundgrube hat erst begonnen und verspricht dem Besitzer große Reichthümer, so wie dem Lande eine mächtige Hülfquelle der Industrie.“

„Das Land, welches man passieren muß, um nach Ofen zu kommen, würde dem Reisenden, der nicht weiter ginge, nur ein sehr unvollkommenes Bild von Ungarn geben. Die ganze Gegend ist vorzüglich angebauet und erinnert fast an Deutschland, wenn auch nicht ganz derselbe Wohlstand dort zu finden ist; man merkt gleich die Nachbarschaft von Wien. Auch haben die Besitzungen, welche zwischen der Leytha und der Stadt Ofen liegen, im Ganzen einen viel größeren Werth, als die jenseits der Donau. Je mehr man sich Ofen nähert, desto gebirgiger und zerrissener wird das Land. Hohe Hügel beherrschen das rechte Ufer des Flusses, und der Wanderer, der an ihrem Fuße vorüber muß, genießt die herrlichste Aussicht auf die reichen und prächtigen Inseln, mit denen die Donau besät ist.“

Ofen bietet einen höchst imposanten Anblick; es ist die alte ehrwürdige Hauptstadt Ungarns, voll von mittelalterlichen Erinnerungen, auf einem hohen Platz erbaut und mit Mauern umringt. Früher, zu den Zeiten der Türkenkriege, war es eine Festung, in welcher der Pascha residierte und seine Streitkräfte zusammenhielt, von wo aus er ausbrach, um Desterreich zu überziehen, Wien zu belagern und die ganze Christenheit zu unterwerfen; nur die mutige Verteidigung Wiens, der Heldenmuth der Polen und Sobieski's gewaltiger Geist haben Europa gerettet. Zweimal war Wien die Vormauer der Christenheit gewesen, und erst als Ungarn, dessen Besitz für die Türken immer nur sehr precar war, ihnen ganz verloren ging, da erst war Deutschland in Sicherheit. Ungarn ward ein erbliches Königreich, bekam eine regelmäßiger und geordneter Verfassung und wurde nun auch jenen Nachbarn furcht-

bar, welche ihre früheren Siege nur der inneren Zwietracht des Landes zu verdanken hatten.“

„Ofen ist die Stadt der Behörden und der Regierung, mit prächtigen Palästen geschmückt und der Sitz des Palatins und der höheren Gerichte. Westlich dagegen, auf der anderen Seite des Stroms, ist die Stadt der Opposition und der Neuerungen, die Stadt des Handels und der Industrie. Westlich scheint sich mächtig zu entwickeln; seine Bevölkerung nimmt immer mehr zu, und die Stadt wird von Tag zu Tag schöner. Und doch, so lange man nicht die gegenwärtigen Civil-Gesetze des Landes modifizirt, kann auch nicht eine einzige Ungarische Stadt ein großer Handelsplatz werden. Es giebt keinen ausgedehnten, vortheilhaften Handel ohne Kredit, und von Kredit ist da keine Rede, wo das Eigenthum so unsicher ist und wo man den Schuldner nicht zur Bezahlung zwingen kann. So verhält es sich in Ungarn; der Gläubiger hat hier keine andere Garantie, als die Moralität des Schuldners, eine Bürgschaft, die bei Wechsell und Commoissements, welche von meist in der Ferne wohnenden unbekanntem Leuten unterzeichnet sind, nicht den geringsten Werth haben kann.“

„Man kennt in Ungarn fast überall die Bedürfnisse des Landes; man weiß recht gut, was für Veränderungen ihm heilsam wären; doch wie überall, so werden auch hier dergleichen Neuerungen, mögen sie für das Ganze auch noch so nothwendig und glücklich seyn, sobald sie dem Einzelnen nachtheilig sind, jedesmal Opposition finden; daher die Verwirrung der Ideen, die sich einander bekämpfen: bald will man, bald will man wieder nicht. Mancher, der sich die schönsten Pläne ausbildet über die Mittel, in seinem Vaterlande Glück und Wohlstand zu befördern, kann es nicht ertragen, wenn er dadurch in eine ihm schimpflich scheinende Abhängigkeit gerathen soll. So sieht man überall ein, wie sehr dem Lande gute Straßen Noth thun; da es nun der Regierung selbst an den nothwendigen Fonds fehlt, um den Chausseebau besorgen zu lassen, so bleibt nichts weiter übrig, als daß eine Handels-Gesellschaft ein solches Unternehmen ausführt und sich die Kosten durch ein Begegeld vergüten läßt; davon aber will der, welcher so eifrig gute Straßen wünscht, nichts wissen, denn ein Ungarischer Edelmann kann und darf sich durchaus keiner Auflage unterwerfen. Noch begreift man in Ungarn nicht, daß das einzig vernünftige Vorrecht höchstens darin bestehen kann, nur mit eigener Bewilligung Geld zu geben; daß man aber jedenfalls Geld ausgeben muß, um reich zu werden und seine Lage und Genüsse zu vermehren. So lange die Idee einer Besteuerung des Ungarischen Adels empört, so lange dergleichen Vorurtheile, die in der Unkenntniß und dem Mangel der einfachsten Begriffe des Menschenverstandes ihren Grund haben, nicht entfernt werden, wird das Land stationair bleiben und die großen Verbesserungen, die es braucht, entbehren müssen.“

Um zu zeigen, wie sehr das Feudalwesen und das Mittelalterliche noch in der ganzen Verfassung und in allen Sitten und Zuständen Ungarns vorherrschen, erzählt der Verfasser folgendes Beispiel: „In der Nähe von Dedenburg auf einer Höhe liegt das Fort Forchtenstein, welches dem Fürsten Esterhazy gehört und außer einer ansehnlichen Artillerie einen Vorrath von Waffen für 3—4000 Mann enthält und einen reichen Schatz von Schmuck und Diamanten. Dieser Schatz muß nach einem Statut des Hauses Esterhazy von jedem Fürsten, der an der Spitze dieser Familie steht, vermehrt und darf nur zur Löskaufung eines Esterhazy, der Kriegsgefangener und Sklave der Türken geworden ist, benutzt werden. Natürlich wird diese Bestimmung nunmehr nie eine Anwendung finden. Im Jahre 1809, als das Komitat Dedenburg von den Franzosen besetzt war, zeigte sich auch ein Trupp Kavallerie in Forchtenstein; die daselbst garnisonirenden Soldaten des Fürsten verweigerten die Oeffnung der Thore, die Franzosen zogen sich zurück, und so ward das Fort mit seinen Reichthümern dem Eigenthümer erhalten. Dieses Haus des Fürsten Esterhazy ist vielleicht das einzige in ganz Europa, welches noch an die großen Vasallen des Mittelalters erinnert. Nur hier noch findet man so unermessliche Grundstücke und ein Vermögen, welches, gut verwaltet, dem eines Souverains gleichkäme, ganze Festungen als Eigenthum und besoldete Truppen, die dem Fürsten gehören, ferner das durch langen Gebrauch geheiligte Vorrecht, den Souverain des Landes, so oft er seine Güter betritt, zu bewirthen, und endlich das Privilegium, in die Vorstädte der Hauptstadt mit einem Detachement seiner Truppen und einer eigenen Fahne einzuziehen. Ein Fürst Esterhazy, der, in einem Lande wie Ungarn, alle Vortheile der mächtigen Stellung, die er in der Gesellschaft einnimmt, wohl zu würdigen verstände, könnte der rechte Arm seines Königs und der Wohlthäter seines Landes werden. In einem Saale des Schlosses sieht man an der Wand einen großen Stammbaum abgebildet, dessen

Wurfel und Anfangspunkt kein Anderer als Adam selbst ist; er ist auf dem Boden liegend dargestellt, und in seine Hüfte ist der Baum eingepflanzt, welcher durch Seth, Noob, Cham und die Patriarchen hindurch geht und im Jahre 1676 mit Nicolas Esterhazy, einem Palatin von Ungarn, endigt. In der That, ein solches Dokument muß selbst das Haus Lóvis beschämen, das nur bis zur Familie der heiligen Jungfrau zurückgeht, und auch das Haus Croi, dessen Titel, wie männiglich bekannt ist, aus Noob's Arche zu Tage gefördert worden sind. Man kann sich vorstellen, daß die Esterhazy's selbst über diese ganze Narrheit am meisten spotten."

Noch ein anderer höchst charakteristischer Zug des Mittelalters in der Verfassung Ungarns ist auch die Krönung der Könige. „Der gegenwärtige Kaiser Ferdinand wurde 1830 in Preesburg zum König von Ungarn gekrönt, eine prachtvolle Ceremonie, die wohl heute in Europa einzig in ihrer Art ist und noch ganz ihren alten Charakter bewahrt hat. Die ganze Handlung geht zu Pferde und im Freien vor; nach die Bischöfe in ihrem priesterlichen Ornat, mit der Mitra auf dem Haupte und dem Kreuz in der Hand, reiten auf ihren prächtig geziereten Pferden einher mit den reichgekleideten Stallknechten zur Seite. Man sieht hier den politisch-religiösen Pomp eines Nomadenvolks vor sich, eines Volkes, welches sein ganzes Leben mit Krieg zubringt und sich seine Wohnsitze erst erobern muß. Alles hat einen höchst legitimen und feierlichen Charakter; der König schwört im Beiseyn der Nation, d. h. des Adels und des Klerus, denn dies sind die einzigen Klassen, in welchen die politischen Rechte der Nation existiren; er schwört, die Gesetze zu beobachten, die Privilegien eines Jeden zu bewahren und den Staat gegen alle seine Feinde zu vertheidigen, und zum Zeichen der Pflicht, die er übernimmt, steigt er mit gezogenerm Säbel auf einen kleinen Erdwall, der zu diesem Zweck errichtet wird, und durchspaltet mit seiner Waffe die Luft nach allen vier Winden, um durch dieses Gleichniß anzuzeigen, daß er das Vaterland vertheidigen und seine Feinde bekämpfen wird, in welcher Richtung sie auch kommen mögen. Erst nachdem er diesen Eid geleistet, wird er von der Geistlichkeit gesegnet, gesalbt und gekrönt. Diese echt nationale Ceremonie, die noch ganz den Charakter des feudalen und religiösen Mittelalters und jener königlichen Würde an sich trägt, wie man sie in den damaligen Zeiten verstand, muß gewiß ein höchst interessantes Schauspiel darbieten."

Der Herzog erzählt auch eine noch unbekanntere Anekdote über Joseph II., welche zur Charakterisirung dieses Kaisers sehr wichtig ist. „Während der letzten Kriege zwischen Oesterreich und der Türkei ereignete sich eine traurige Katastrophe bei Karansebes, welche beweist, daß die Könige sich nur mit großer Vorsicht dazu entschließen dürfen, in eigener Person das Kommando im Kriege zu übernehmen. Denn wenn sie nicht mit dem sichersten Vertrauen auf sich selbst daran gehen und nicht alle Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen, die ein General-Kommando notwendig erfordert, so können sie einer Laß, der sie nicht gewachsen sind, unterliegen und haben für sich wie für ihre Soldaten und Völker das größte Unglück zu besorgen. Joseph II. ist ein merkwürdiges Beispiel davon. Dieser Kaiser war gewiß ein Mann von hohem Geist und von festem energischem Willen, der sich fortwährend mit den Sorgen der Regierung beschäftigte und dessen politische Handlungen und Gesetze, was man sie in ihrer Form und wegen der angewandten Mittel auch noch so sehr tadeln, doch jedenfalls von tiefem scharfem Blick und einem höchst rühmlichen Zweck zeigen. Dieser Zweck ist auch wirklich erreicht und es sind dadurch alle Revolutionen, mit denen Oesterreich und ganz Europa bedroht waren, im Keime unterdrückt worden; denn Joseph II. war es, der, wenn auch etwas gewaltsam, schon im Voraus gewisse notwendige Verbesserungen einführt und eine Menge von Mißbräuchen abschafft, von denen die Neuerungslustigen verführt werden konnten. Sieht man dieses zu, so kann man doch daneben nicht in Abrede stellen, daß es diesem Kaiser durchaus an allem Feldherrn-Talent fehlte, daß er, obwohl selbst persönlich tapfer, doch mitten in den Bewegungen des Krieges nichts von jener Ruhe und Kraft des Geistes, von jener verständigen Umsicht besaß, ohne die kein Feldherr kommandiren kann, und daß er sich im Augenblicke der Gefahr von allen möglichen Ungewissheiten und Schreckbildern, die seinem Geiste vorschwebten, niederdrücken ließ."

„Es war im Jahre 1789, als Joseph 80,000 Mann gesammelt hatte, um die Türken anzugreifen, und sein Lager in der Nähe von Karansebes aufschlug. Die Türken hatten ihre Stellung im Angesicht der Oesterreichischen Armee eingenommen und deckten die Wallachei. Die Oesterreicher waren vollkommen zum Angriff gerüstet; Alles schien ihnen einen unfehlbaren Sieg vorherzusagen, und die Generale kamen noch einmal in das Zelt des Kaisers, um ihre letzten Befehle zu holen. Dieser, von Unruhe gequält und für den Erfolg besorgt, wandte sich an den Feldmarschall Laschy und fragte ihn, ob er auch des Sieges so ganz gewiß wäre? Der Marschall antwortet, wie jeder vernünftige General in solchem Falle antworten würde, er hoffe es, könne es aber nicht absolut verbürgen. Werden doch im Kriege oft die weisesten Maßregeln, die vorsichtigsten Berechnungen durch unvorhergesehene Ereignisse zu Schanden gemacht, und wenn man schon die besten Anordnungen getroffen hat, muß man doch das Uebrige dem blinden Kriegsglück überlassen. Auf diese Antwort des Feldmarschalls gab der Kaiser seinen Angriffsplan auf, entließ die Generale und entschloß sich, sich hinter die Tames zurückzuziehen. Da nun der Befehl zum Rückzug gegeben war, bildete sich das Heer in parallele Kolonnen: in die Mitte kam die Infanterie, an die Flanken die Kavallerie und das Gepäck in die Zwischenräume. Schon waren sie im Begriff, mitten in der Nacht aufzubrechen, da bemerkte plötzlich der Marschall, daß die Pilets auf der linken Flanke der Armee keinen Befehl zum Marsch bekommen hätten; er will diesen Fehler wieder gut machen und läßt die Truppen halten, um die Zurückgebliebenen zu erwarten. Das Haltkommando wird von den Bagage-Kolonnen für das Allageschrei der Türken verstanden; sie halten sich für angegriffen und wollen sich schnell entfernen. Die Pelos-

tonpferde setzen sich in Galopp, und bei dieser Bewegung und dem Lärm, der dadurch entsteht, vermuthet auch die Infanterie in der Dunkelheit der Nacht einen Angriff des Feindes: da wird von allen Seiten gefeuert, die Truppen schießen auf einander mit der größten Erbitterung, und erst mit Tagesanbruch wird der Irrthum entdeckt. Man erzählt, daß der Kaiser, der sich in der Avantgarde befand, voller Schrecken zehn Stück Geschütz habe abfeuern lassen, um den angeblichen Feind anzugreifen; dadurch wurde der Verlust und die Unordnung nur noch größer. Zehntausend Mann sollen in diesem Gemisch geblüht oder verwundet worden seyn, bis sich endlich die Armee in die angewiesene Stellung zurückzog, während die Türken, ruhig in ihren Zelten liegend, wohl glauben konnten, die göttliche Allmacht selbst habe für sie gekämpft und ihre Feinde vernichtet. Auch der Erzherzog Franz, der nachherige Kaiser, war bei diesem Unfall zugegen; mit Ruhe und Besonnenheit stellte er sich an die Spitze eines Bataillons und wartete geduldig, bis sich Alles aufklärte."

Interessant ist noch eine Stelle, wo sich der Herzog bei Gelegenheit eines Ungarischen Pferderennens über diesen Gegenstand im Allgemeinen äußert: „In der Umgegend von Ofen wohnte ich einem Pferderennen bei, welches in einem Hippodrom stattfand, der viel schöner ist als der bei Wien; man hat da ein hübsches bedecktes Amphitheater, das in wohl vertheilte und ausgeputzte Logen abgetheilt ist, wo sich alle elegante Damen aus der Nähe und Ferne versammeln. In Ungarn wie in Wien gehört es zur Mode, diese Wettrennen zu besuchen, wiewohl im Ganzen dergleichen Institute wenig Unterstüßung verdienen. Es ist nichts als eine slavische Nachahmung einer Englischen Sitte, ohne großen Nutzen. Allerdings mag es zweckmäßig seyn, die Ideen der Leute über Pferdezucht aufzuklären und sie zu einem gemeinschaftlichen Wettstreit in der Erziehung und Verbesserung der Racen anzuspornen. Aber was können dazu die Pferderennen beitragen? — Welches Verdienst hat ein Pferd vor dem anderen, weil es in einem Wettrennen von mehreren Meilen das Ziel um einige Sekunden früher erreicht hat? Liegt nicht der Erfolg vielmehr in der Kunst des Reiters, als in den Eigenschaften des Pferdes? Sind diese Rennpferde zu irgend einem besonderen Dienst brauchbar? Worauf es ankommt, das sind Pferde, die zum Krieg, zur Landwirtschaft, zum Transport, zum Pflug und endlich zum Luxus am besten geeignet sind; ob sie dabei ein wenig schneller oder langsamer laufen, ist höchst gleichgültig. Nach jener praktischen Anwendung für die verschiedenen öffentlichen oder Privatbedürfnisse sollen die Prämien und Preise bestimmt werden, nicht nach einem eingebildeten Verdienst. In England ist das anders: hier, wo jene ersten und wesentlichen Bedürfnisse erfüllt sind, wo man schon so viele Pferde von allen Racen hat, die mit allen nützlichen Eigenschaften versehen sind, hier ist es wohl begreiflich, daß man auch eine untergeordnete Konkurrenz hervorgerufen hat, die noch außerdem der bekannten Wettlust der Engländer zu Statte kommt. Aber in Ungarn, wo man bei der Pferdezucht noch auf ganz andere, notwendiger Dinge zu sehen hat, und eben so in Deutschland und in Frankreich, wozu diese Spiele dienen? — Eine so kleinliche Nachahmung und Unterwerfung unter fremde Moden stützt sich weder auf irgend einen vernünftigen Grund, noch stiftet sie den geringsten Nutzen."

## England.

### Niederländische Genrebilder und Seestücke.

(Fortsetzung.)

Philipp war tief erschüttert; der Schmerz überwältigte sein festes und hartes Gemüth, ob er die geliebte Mutter leblos in seinen Armen hielt; lange Zeit saß er neben dem Bett, selbst blaß und regungslos wie die Leiche, auf die sein thränenloses Auge hinstarrte, dumpf und gedankenlos vor sich hin brütend. Allmähig kam er wieder zu sich, stand auf, rüßte der Todten das Kissen zurecht und drückte ihr die Augen zu. Dann stand er eine Weile mit gesenkten Händen, und die Thränen rollten ihm über die rathen streifen Wangen. Einen Kuß drückte er noch auf die Hand und auf die blasse, weiße Stirn der Verschiedenen und schloß die Vorhänge um das Bett. „Arme Mutter“, sprach er kummervoll, „endlich hast Du Ruhe gefunden; aber Deinem Sohn hast Du ein bitteres Vermächtniß hinterlassen.“

Je genauer er sich dessen erinnerte, was er zuletzt aus dem Munde der Sterbenden gehört, desto unbemerklicher fühlte er es in seinem Gesirne gähren, desto drohender stand die graufige Erzählung vor seiner Einbildungskraft. Er drückte beide Hände mit Gewalt an Stirn und Schläfe, als wollte er seine verirrtten Gedanken damit zusammenhalten. Er fühlte wohl, daß er keine Zeit hatte, müßig seinem Schmerz nachzuhängen. Er mußte überlegen, was zu thun sey in den nächsten Stunden und Tagen. Die Mutter war zur ewigen Ruhe eingegangen, aber sein Vater, wo war sein Vater? — Es fielen ihm die letzten Worte der Mutter wieder ein: „Noch ist eine Hoffnung übrig.“ Also doch noch eine Hoffnung. Der Vater hatte ein verriegeltes Blatt drüben auf den Tisch gelegt: lag es wohl noch dort? Gewiß, gewiß, die arme Mutter hatte den Muß nicht gehabt, danach zu sehen. In dem Briefe stand ohne Zweifel geschrieben, was das für eine Hoffnung war — und jetzt waren es sieben Jahre her, und Niemand hatte den Brief gelesen.

Philipp entschloß sich, gleich hinüberzugehen, das gesürchtete Zimmer zu öffnen, Alles zu untersuchen, Alles zu erfahren, und war es das Schrecklichste. Aber es war jetzt tiefe Nacht: war's nicht besser, zu warten bis Tagesanbruch? Und er hatte ja auch den Schlüssel nicht: wo mochte der Schlüssel seyn? Sein Auge baftete an einem alten spanischen Schrank, der hier oben im Zimmer stand und den die Mutter nie in seiner Gegenwart aufgeschlossen hatte; hier oder nirgend mußte sie den Schlüssel versteckt haben. Rasch griff er zum Licht und untersuchte den Schrank von außen und innen. — er war nicht einmal verschlossen. Eine Thür nach der anderen, ein Schubfach nach dem an-

deren zog er auf mit steigender Ungebild, — die meisten waren leer, nirgend ein Schlüssel; zum zweiten, zum dritten Male durchsuchte er jeden Winkel, immer umsonst. Endlich zog er alle Schubläden obflüchtig aus, warf sie auf den Boden und rückte mit beiden Armen den Schrank von seiner Stelle. Da hörte er's in einer Ecke unter dem Holze klirren; hier mußte der Schlüssel liegen; er schob, klopfte, drehte, aber der Versteck wollte sich nicht öffnen. Mehrere Stunden waren über der Arbeit vergangen, der Tag schien zu den Fenstern herein, aber Philipp stand nicht ab. In der höchsten Ungebild entschloß er sich, die Hinterwand des Schrankes einzuschlagen; er ging hinab in die Küche und kam mit einem Hammer und einem kleinen Hackmesser versehen wieder herauf. Wie er nun auf den Knien lag und hastig, ohne anzublicken, auf den Schrank loshämmerte, legte ihm von hinten Jemand die Hand auf die Schulter.

Philipp fuhr erschrecken empor; er hatte in seinem Eifer, voll der wilden Gedanken, die sich in seinem Kopfe jagten, gar nicht gehört, daß Jemand kam. Es war der Vater Sebren, der Pfarrer des kleinen Kirchspiels, welcher vor dem jungen Manne stand und ihn mit strengen strafenden Blicken ansah. Der fromme Geistliche hatte von der Nachbarin gehört, daß die Witwe Wanderdecken ihrem letzten Stündlein entgegenginge, und hatte sich früh vor Tage aufgemacht, um ihr geistlichen Trost und, wenn's nöthig, die heiligen Sacramente zu geben. „Was machst Du da, lieber Sohn“, sprach der gottesfürchtige Mann; „wilst Du denn Deine kranke Mutter im Schlafe stören? Willst Du ihr Hab' und Gut entwenden, ehe sie noch die Augen schließt?“ — „Frommer Vater“, entgegnete Philipp, „meiner Mutter Schlaf werde ich nimmermehr stören, sie ist zur seligen Ruhe gegangen. Ich bin auch nicht gierig nach ihrem Hab' und Gut, ich suche nicht nach Geld, und wäre der Schrank voll Geldes, obwohl es doch jetzt mein wäre, ich würde mich keines Blickes darum kümmern. Einen Schlüssel such' ich, der hier in einem Schubfache seit Jahren versteckt liegen muß, und ich bin nicht im Stande, es aufzufinden.“ — „Deine Mutter lebt nicht mehr, sagst Du? Und ohne den Segen der heiligen Kirche ist sie gestorben? Warum hast Du mich nicht rufen lassen, mein Sohn?“ — „Sie starb gar zu plötzlich, frommer Vater, hier vor zwei Stunden in meinen Armen. Es thut mir herzlich Leid, daß Ihr nicht am Sterbebette wäret, aber mit meiner Mutter Seele wird unser Herr Christus Gnade üben, wie sie's verdiente.“ — Der Geistliche trat an das Bett, zog leise die Vorhänge weg und betrachtete die Leiche. Er sprengte Weihwasser über sie und sprach mit leise flüsternden Lippen das Gebet über ihre Seele. Darauf wandte er sich wieder zu Philipp: „Es gefällt mir doch nicht, mein Sohn, daß Du jetzt solchen Mummor vor hast. Was giebt es denn so Dringendes um den Schlüssel? Am Todtenbett einer Mutter soll ein frommer Sohn weinen und für ihrer Seelen Ruhe beten. Sieh, noch ist die Hölle nicht kalt, aus der ihr Geist entleben ist, und deine Augen sind trocken? Was hast Du mit dem Schlüssel zu schaffen? Es ist nicht recht von Dir, Philipp.“ — „Nehmt mir nichtobel, frommer Vater: so nahe mir's gebt, zum Weinen und Klagen hab' ich keine Zeit. Ich habe zu thun, so viel zu thun, daß ich gar nicht an Alles denken kann. Wie ich meine Mutter allezeit lieb gehabt, das wißt Ihr ja.“ — „Aber was soll es mit dem Schlüssel, Philipp?“ — „Frommer Vater, das ist der Schlüssel zu der Stube, die sieben Jahre verschlossen gewesen ist, und ich muß heute hinein, ich will hinein, und wenn es . . .“ — „Was meinst Du: wenn es . . .?“ — „Verzeiht mir, Vater, ich wollte etwas sagen, was besser ungesagt bleibt. Aber in die Stube muß ich hinein, ich muß etwas drin suchen.“ — „Von der verschlossenen Stube weiß ich längst, mein Sohn; ich weiß auch, daß Deine Mutter keinem Menschen sagen wollte, was es damit für Bewandniß hätte. Mir selbst, ihrem Weichvater, hat sie's hartnäckig verschwiegen. Ja, mehrmals, als ich in sie drang, wie mir meine heilige Pflicht vorschreibt, die Seelen zu erleuchten, hab' ich gemerkt, daß ihr Verstand über den Fragen in Verwirrung geriet, und so hab' ich's lieber unterlassen. Deiner armen Mutter hat es ihr Leben lang schwer auf der Seele gelegen, so schwer, daß sie sich fürchtete, ein Wort davon zu sprechen. Aber Dir, mein Sohn, wird sie's wohl vertraut haben, ehe sie starb.“ — „Sie hat mir's gesagt, frommer Vater.“ — „Vielleicht, mein Sohn, dient es Dir zum Troste, wenn Du's gegen mich ausschüttelst. Wenn Du geistlichen Rath und Hilfe brauchst.“ — „Ich möchte wohl gern, frommer Vater, ich könnte wohl Vertrauen zu Euch haben, und Ihr würdet mir gewiß zum Heilsamen rathen — ich weiß, Ihr fragt nicht aus Neugier, sondern aus Liebe zu Eurem Weichvater. Aber seht Ihr, weil ich noch gar nicht weiß, wie es sich damit verhält, was die Mutter mir gesagt hat, ob es wirklich an dem ist, oder ob nur ihr Gehirn es angebrütet hat, seht Ihr, darum trag' ich Bedenken. Wenn es wahr ist, dann mücht' ich wohl die Last mit Euch theilen, aber Ihr würdet mir schwerlich dafür danken. Aber jetzt noch nicht, ich kann noch nicht. Zuvor muß mein Werk vollbracht seyn, und ich muß wissen, was in der verschlossenen Stube steckt. Da kann ich Keinen mitnehmen.“ — „Hast Du keine Furcht, mein Sohn?“ — „Nein, frommer Vater, keine Furcht. Ich muß eine Pflicht erfüllen, glaubt mir's, eine schwere Pflicht: aber nun bitt' ich Euch, bringt nicht mehr in mich. Meine arme Mutter hat es wohl gesagt, und ich spüre, sie hatte Recht: es kann einen um den Verstand bringen, wenn man daran zu viel räthert.“ — „Nun denn, Philipp, ich will Dich nicht drängen. Will's Gott, so kommt die Zeit, wo ich Dir rathen und helfen kann. Lebe wohl, mein Sohn! Aber noch einmal bitt' ich Dich, stell die Arbeit ein, die Du da vorhast. Ich werde die Nachbarinnen verschicken, daß sie Deiner Mutter die Leichengedete halten, wie's die heilige Kirche vorschreibt. Gott hab' ihre Seele bei sich und schenke ihr die Ruhe.“ — Philipp schien nicht zu hören, was der Geistliche sprach; er sah gedankenlos darenin und war mit seinen Sinnen ganz anderswo. Der Vater entfernte sich mit Kopfschütteln. Philipp sah ihm nach: „Er hat Recht“, dachte er bei sich, setzte den Schrank wieder an seine Stelle und fügte die Schubfächer

ein: „Ein paar Stunden können ja nichts ausmachen, ich will mich schlafen legen, mein Kopf ist schwer und wäss.“ Er ging in die Kammer nebenan, warf sich auf sein Bett und versank alsbald in tiefen Schlaf, um zu neuer Angst und Bekümmerniß zu erwachen.

Während er im Schlummer lag, fanden sich die Nachbarn ein und bereiteten Alles zur Beerdigung der Witwe vor. Den Sohn weckten sie nicht auf, sie achteten den Schlaf dessen, der zum Schmerze wieder erwachen sollte, so heilig wie den Schlaf der Todten. Nachmittags kam auch der Doktor Poots; zwar hatte er erfahren, daß die Witwe todt sey, aber da er eine freie Stunde hatte, so ließ er sich's nicht verbieten, wieder einzufahren, zumal da er für den neuen Gang einen neuen Gulden rechnen konnte. Er ging durch das Zimmer, worin die Leiche lag, geraden Weges in Philipp's Kammer und rüttelte den Schlafenden an der Schulter. Der junge Mann fuhr auf und sah den kleinen Doktor vor sich stehen, der unbarmerzig seinen Spruch anfang: „Guten Tag, Wunbeer Wanderdecken; na's ist gut, daß Alles vorüber ist. Ihr erinnert Euch, ich hatte es vorausgesagt. Nun bitt' ich Euch aber, zu bemerken, daß ich einen Gulden mehr zu bekommen habe, und hoffe, Ihr werdet Euer Versprechen ehrlich halten. Seht Ihr, im Ganzen mit der Medizin macht es drei und einen halben Gulden, wenn Ihr mir nämlich die Flasche wiedergibt.“ Während das Männchen diese Rede hielt, war Philipp erst recht zur Besinnung gekommen. „Ihr sollt Eure viertelhalb Gulden haben und die Flasche dazu, unbedenklich“, sprach er vom Bett aufstehend. „Ja doch, Wunbeer Philipp, ich verstehe Euch, Ihr wollt mich bezahlen, sobald Ihr Geld habt. Aber seht Ihr, es kann doch lange dauern, ehe Ihr das Häuschen verkauft. Es findet sich nicht sobald ein Käufer. Weil ich aber gutberzig bin und arme Leute nicht gern ums Geld dränge, so mache ich Euch einen Vorschlag. Eure Mutter hat da was am Halse hängen, ein ganz schlechtes Ding, aber für einen guten Katholiken hat es doch einigen Werth. Also seht Ihr, ich will das Ding mitnehmen, dann sind wir quitt, und Euch ist aus der Noth geholfen. Wollt Ihr? Ich nehme das Ding für Bezahlung an, basta! Philipp hatte ihm mit aufeinander Ruhe zugehört, er wußte wohl, was der elende Geizhals meinte, die Reliquie an seiner Mutter Halse, die Reliquie, worauf sein Vater den furchtbaren Eid geschworen. Nicht um Millionen Gulden hätte er davon gelassen. „Wunbeer geht mir aus dem Haus“, sagte er trocken, „geht mir gleich aus dem Haus! Euer Geld ist Euch sicher!“

Wunbeer Poots war ein kluger Mann und hatte ein scharfes Auge. Die Reliquie war in eine viereckige Kapsel von purem Golde eingefaßt, und er hatte auf den ersten Blick gemerkt, sie sey wohl zehnmal mehr werth, als seine Forderung. Er wußte auch recht gut, daß man sie theuer bezahlen würde, denn damals bielten die dortigen Katholiken noch große Stücke auf Reliquien, und daß er vom Verkauf ein schönes Stämmchen würde lösen können. Das Alles hatte er sich gemerkt und überlegt, wie er durch das Leichenzimmer ging, und um mehrerer Sicherheit willen hatte er der todten Frau das Kleinod vom Halse genommen und es unter sein Wammes gesteckt. Er erwiderte also mit großer Ruhe: „Mein Vorschlag ist nicht zu verachten, Wunbeer Philipp, Ihr thätet besser, Ihr nähmt ihn an; was soll Euch der Pflunder?“ — „Ich will nicht, sag' ich Euch“, rief Philipp zornig. — „Nun, wenn Ihr mir's nicht ablassen wollt, Wunbeer Wanderdecken, so müßt Ihr mir's mindestens zum Pfande lassen, bis ich bezahlt bin. Das ist nicht mehr als billig: ich muß für mein Geld Sicherheit haben. Wenn Ihr mir die viertelhalb Gulden bringt und die Flasche dazu, so geb' ich Euch das Ding wieder.“ Philipp's Horn kannte nun seine Gränze mehr; er faßte den Doktor beim Kragen und warf ihn zur Thüre hinaus. „Nach, daß Du fortkommst“, schrie er ihm nach, „oder es soll Dich —“. Er hatte nicht nöthig, seine Drohung noch durch einen Kluch zu verstärken. Wunbeer Poots lief davon über Hals und Kopf, die halbe Treppe war er hinabgestürzt, und jetzt hinkte er eiligst über die Brücke. So angst war dem Männlein, daß er gern das Kleinod wieder herausgegeben hätte, aber zurückzulehren getraute er sich nicht, und so behielt er's.

Philipp aber war durch die Reden des Doctors erst wieder an die Reliquie erinnert worden, ging daneben ins Zimmer und wollte sie der Leiche abnehmen. Er zieht die Vorhänge von einander und streckt mit scheuem Zögern die Hand aus, um das schwarze Band vom Halse zu lösen: das Band sammt der Reliquie war fort. „Was ist das?“ rief er verwundert; „die Leute haben ihr's doch nicht abgenommen? Nein, gewiß nicht; wenn es nicht der Poots gewesen ist, der verwichene Geizhals! Ja gewiß, kein Anderer. Warr', Du Schurke! wieder muß ich's haben, und wenn ich Dir Glied für Glied aus dem Leibe reißen sollte.“ (Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

- Narrative etc. (Bericht über die Missionen in der Südsee.) Von J. Williams. 12 S.  
An analysis etc. (Die Britischen Farrenkräuter.) Von G. W. Francis. 4 S.  
Truth and error distinguished. (Ueber Wahrheit und Irrthum in der protestantischen und in der katholischen Kirche.) 3½ S.  
The rise and progress etc. (Die Britische Macht in Ostindien.) Von Akbar. Erster Band. 21 S.

## I t a l i e n.

### Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

24) Als vor zweihundert Jahren, Anno 1630, plötzlich eine ansteckende Krankheit in Unter-Italien ausbrach, wollte man anfangs durchaus nicht glauben, es wäre die Pest, um Alles in der Welt nicht; es durfte sich Keiner untersehen, das Wort über den Mund zu brin-

gen. Allmählig ließ man es zur Sinterblut ein, nicht als Substantiv, sondern als Adjektiv; man sprach von pestilenzialischen Fiebern. Eine Weile später war es nicht die eigentliche Pest, das hieß, wenn man's recht verstand, es war zwar die Pest, aber doch nicht so geradezu; nicht schlechterdings die Pest, sondern nur ein Ding, wofür sich kein anderer Name finden ließ. Endlich ganz zuletzt bequemte man sich dazu und ließ es bei der Pest ohne weitere Zweifel und Umstände bewenden; aber nun bemühte man sich, andere Vorstellungen daran zu hängen, man sprach von Giftmischeri und Zauberei; das Wort ließ sich einmal nicht mehr zurückweisen, dafür ließ sich der Begriff verkleiden und entstellen. — Nun denn, wer mit den Schickalen der Worte und Begriffe unter den Menschen bekannt ist, der weiß, daß es mit den meisten nicht anders zugeht. Dem Himmel sey Dank, es giebt nicht viele von so böser und gefährlicher Art, wie das, welches uns hier zum Paradigma gebietet hat; es giebt nicht viele, für deren Erlernung man so schweres Lebergeld zahlen muß, und denen sich so furchtbare und hässliche Nebenvorstellungen anhängen lassen. Freilich wäre es gut, wenn man in großen wie in kleinen Dingen den langen und krummen Weg zwischen der Sache und dem Namen abkürzen könnte; man dürfte sich nur an die sehr alte gute Regel halten, erst zu beobachten, anzuhören, zu vergleichen, zu überlegen, ehe man spricht. Aber das bloße Sprechen ist gar so viel leichter, als alle jene Vordereitungen, gar so viel angenehmer, daß wir — ich meine, daß alle Menschen in diesem Punkte Rücksicht mit einander haben müssen.

25) Fast alle Dichter, deren Werke mit Ruhm auf die Nachwelt gekommen, haben ein Vorurtheil ihrer Mitwelt zu bekämpfen gehabt; nur indem sie ihrem eigenen Jahrhundert Trost boten und es überwand, sind sie unsterblich für kommende Jahrhunderte geworden.

26) Sobald die Kunstausdrücke eines Systems einmal zum Gespräch im Munde der Leute geworden sind, hat fast Niemand den Muth, sich weiter damit zu befassen, und es gewinnt den Anschein, als sey das ganze System auf einmal abgethan und vergessen. Aber die Grundfragen lassen sich nicht unterdrücken, sondern tauchen später mit anderen Bezeichnungen wieder auf. Der Trieb, sich selbst in seinem Wesen kennen zu lernen, für sein Denken und Empfinden ein Gesetz und eine Norm zu gewinnen, dieser Trieb ist im Menschen zu stark, als daß er sich mit wihigen Einfällen und Späßen zufrieden geben könnte.

27) Wenn ein widerwärtiger oder verdorrender Gedanke sich unseres Geistes bemächtigt hat, so giebt die Phantasie sich die geschäftigste Mühe und sucht sich aller möglichen Gegenstände zu bemächtigen, um seine Aufmerksamkeit abzulenken und ihm Zerstreung zu verschaffen. Ihr Streben geht offenbar dahin, den Geist in Wohlbehagen zu versetzen; Jedermann weiß dies und versähet danach. Wenn ein Gedanke vor unsere Seele tritt, den wir als ernst und wichtig anerkennen, bei dem wir aber nicht gern verweilen, so entschlagen wir uns seiner vorfänglich: „daran mag ich nicht denken“. Wir thun dies, ungeachtet wir oft voraussehen, daß es uns in Zukunft Schmerz und Reue bringen wird, nicht zur rechten Zeit an das Rechte gedacht zu haben — so mächtig ist das Verlangen in uns, für jeden nächsten Augenblick dessen los zu werden, was uns eben wehe thut. Es ist dies ein Grund unter vielen, woraus sich erklären läßt, warum gewisse die Religion und Moral lächerlich machende Schriften so große Verbreitung und ungewöhnlichen Beifall gefunden haben. Wer zum Ernst das Späßhafte, wer zu Vorstellungen, die uns nachdenklich und bekümmern machen, das Zerstreuende und den Spott gesellte, der thut einer tief in uns wurzelnden Neigung den willkommensten Vorstoß. Diese Neigung muß durch das Aufgebot aller Macht des Willens überwunden werden, wenn der Geist sich der Beschäftigung mit den Wahrheiten der Religion zuwenden soll. Ja, wer nur zu dem Entschluß kommt, an diese Wahrheiten ernstlich prüfend heranzutreten, der muß schon in seinem innersten Gewissen für sie gewonnen, der muß schon von einer Ehrfurcht für die göttliche Weisheit und Gerechtigkeit durchdrungen, der muß bereits voll einer Liebe zur Wahrheit seyn, die ihm alle menschliche Neigungen und Schwächen überwinden hilft.

28) Wehe uns, wenn wir Alles aufgeben müßten, woran irgend einmal der Spott sich gewagt hat! Die erbabenste Idee, die edelste Gesinnung entgeht zu Zeiten dem Lächerlichen nicht.

29) Das Lachen über einen Gegenstand geht den Menschen am leichtesten und mit dem größten Vergnügen von Statten, wenn sie sich dabei sagen dürfen, daß dieser Gegenstand für Andere ein sehr ernster, wichtiger, ja heiliger ist. Es schmeichelt einem Jeden, er fühle sich in einer gewissen Superiorität, wenn er über Dinge leichtbin zu scherzen vermag, die den Geist eines Anderen ganz und gar einnehmen und beherrschen. Tagtäglich ereignet es sich in vornehmer und geringer, in gebildeter und ungebildeter Gesellschaft, wenn ein Mitglied derselben durch seine besondere Anhänglichkeit an eine gewisse Idee bekannt ist, daß die Uebrigen sich dessen bedienen, um sich über Jenen lustig zu machen, sey es, daß sie ihm widersprechen, sey es, daß sie zum Schein auf seine Vorstellungen eingehen, immer aber so, daß sie ihm die stärkste Aeußerung dessen, wovon er eingenommen ist, zu entlocken trachten. Es verträgt sich dieser Brauch sehr wohl mit dem, was man im gewöhnlichen Sinne Höflichkeit und Lebensart nennt; denn nur die Liebe ist die wahre Friedensstiftung unter den Menschen, die vielbelobte Urbanität ist höchstens ein gemildertes Kriege- und Waffenstillstandes Recht. — Jedes positive System über das geistige und moralische Wesen des Menschen hat die Giftkel der Spottes und die Streiche der Komiker anzuhalten gehabt, manches gleich bei seinem ersten Auftreten, manches erst viel später; so ist es gewesen von Aristophanes Wolken bis auf den Faust, und so wird es ferner seyn. Wenn wir diese satirischen Darstellungen lesen, so stimmen sie uns zum herzlichen Lachen, oder zu launigem Spott, oder auch zu einer peinlichen Bitterkeit des

Gefühls, je nachdem der satirische Dichter mehr lebendigen Witz, oder mehr treffende Schärfe, oder mehr ernste und gewichtige Tiefe besessen, je nachdem er mehr die lächerliche Eitelkeit und Nichtigkeit des einzelnen Systems, oder mehr die Nichtigkeit des vermessenen Menschengeistes in ihrer ganzen erschreckenden Tiefe dargestellt hat.

30) Wenn es sich um die Wahrheit oder Unwahrheit einer moralischen Lehre handelt, so prüfe man dieselbe nach ihrem Inhalte, nicht nach ihren Wirkungen; auf letztere allein ließe sich überhaupt weder ein vollständiges, noch ein richtiges Urtheil gründen. Denn halten wir uns an den Inhalt der Lehre, so besitzen wir in der Offenbarung und in der Vernunftkenntniß die Prinzipien und Normen für die Prüfung; die Wirkungen einer Lehre stellen sich aber keinesweges so klar und sichtbar heraus, sie verbreiten und verlieren sich viel zu sehr in der unbegrenzten Menge des Geschehenden, sie verwickeln sich viel zu sehr, als daß man sie mit einiger Nichtigkeit und Sicherheit abschätzen könnte; folglich dürfen sie nicht als Basis, am wenigsten als einzige Basis für ein Urtheil gelten. Es kommt dazu, daß ja keinesweges alle Wirkungen, die sich aus einer Lehre ergeben, wirklich aus ihr selbst herzuleiten sind; an den meisten haben äußere, der Lehre ganz fremde Umstände einen bedeutenden Antheil, so daß man bei einem Urtheil a posteriori immer Gefahr läuft, manches in die Untersuchung hineinzumengen, was gar nicht hinein gehört.

## Mannigfaltiges.

— Bulwer's „Belagerung von Granada“. Wir haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß das in Stuttgart angekündigte, angeblich von Bulwer verfaßte Werk, „die Zeitgenossen“, wahrscheinlich nicht aus dem Englischen übersezt sey, sondern von einem Deutschen Schriftsteller herrühre. Stuttgarter Blätter haben dies seitdem, eben so wie die bisher erschienenen Lieferungen der „Zeitgenossen“ selbst, vollkommen bestätigt. Denn wenn es dem unstreitig sehr geschickten Nachahmer auch gelungen ist, die pikante, vornehm-gelehrte und radikal-aristokratische Weise seines Englischen Modells täuschend zu kopiren, so hat er doch den eigenen Deutschen Ursprung nicht künstlich genug zu verbergen gewußt. Ja er hat, wie z. B. in seinem „Deutschen Emil“, eine Kenntniß unserer Erziehungs- und Schulzustände verrathen, wie sie ein Engländer gar nicht besitzt, und wie er sie, selbst wenn er sich, wie hier vorgegeben wird, von einem Deutschen Reisenden darüber hat belehren lassen, schwerlich in Schilderungen, die zunächst für die Englische Modewelt bestimmt sind, verarbeiten wird. Zufällig oder vielleicht absichtlich sind übrigens diese „Zeitgenossen“ kurz vor einem echten Bulwerschen Werke ausgegeben worden, das eben gleichzeitig in London und in Berlin angekündigt wird. „Die Belagerung von Granada“ heißt Bulwer's neuestes Produkt, das zu interessanten Vergleichen mit der vor einigen Jahren erschienenen „Alhambra“ Washington Irving's Anlaß geben dürfte. Der jetzige Spanische Successionskrieg, der besonders weil es sich dabei auch um das streitige Thronrecht einer jungen Witwe und einer Königin-Waise handelt, die Aufmerksamkeit der schönen untrügerischen Welt auf sich gezogen, hat namentlich viele gleichzeitig in England erschienene pittoreske Darstellungen und Kupferwerke von Spanien veranlaßt. Zu einem solchen Kupferwerke ist denn auch Bulwer's „Belagerung von Granada“, der Kampf des Christenthums mit dem Muhammedanismus um die Herrschaft in Spanien, der obligate Text. Die schönen Stahlstiche sind dabei allerdings die Hauptsache, doch läßt es auch die Bulwersche Erzählung, nach den uns vorliegenden Ausbängebogen der Uebersetzung, au wahrhaft dramatischem Interesse nicht fehlen. Die letztere ist, eben so wie das sie begleitende Kupferwerk, von der Aberschen Buchhandlung in Berlin angekündigt worden, welche sich durch einen Vertrag mit dem Englischen Verleger das Recht erworben hat, die Deutsche Ausgabe ganz gleichzeitig mit der Englischen erscheinen zu lassen, so daß sie dadurch einen bedeutenden Vorsprung vor jeder anderen Uebersetzung hat. Dies ist aber auch die einzig mögliche Konzession, die Bulwer einem Deutschen Buchhändler überläßt, und wenn der „Verlag der Klassiker“ in Stuttgart behauptet, der berühmte Schriftsteller habe sich gegen ihn anbeizig gemacht, das Englische Original der „Zeitgenossen“ erst in mehreren Jahren zu publiziren, so ist das natürlich etwas Chinärisches.

— Janin im Auslande. Jules Janin, der in Frankreich so überaus glänzende Honorare bekommt, wie wir aus den Pariser Skizzen von hundert und ein verschiedenen und lange nicht so gut honorirten Deutschen Schriftstellern wissen, Jules Janin scheint doch im Auslande einen noch größeren Ehrenlohn zu erhalten, da er es z. B. nicht verschmäht hat, für die bei Cotta erschienene und von A. Lewald herausgegebene Theater-Revue eine Uebersicht des Französischen Theaters zu schreiben und das neueste Blatt des Londoner Athenaeum eine von ihm ausdrücklich für dasselbe gearbeitete „Geschichte der Französischen Literatur des 19ten Jahrhunderts“ bringt. Es versteht sich von selbst, daß Herr Janin, der weder Deutsch noch Englisch weiß, beiderlei Aussätze Französisch geschrieben, und daß die Herausgeber der Revue und des Athenaeums die Uebersetzungen veranstalten ließen; auch versteht sich von selbst, daß in diesen Geschichten des Theaters und der Literatur Niemand wirklich eine Geschichte des Theaters und der Literatur suchen darf, da er nichts weiter als Janin's witzige, verblüffte und durchaus nicht die Sache verlebende Darstellung voll „vervo“ und „saillies“ finden würde; aber es bleibt doch immer interessant, wahrzunehmen, wie sich die Europäischen Literaturen stets mehr verschwägern. Herüber und hinküber findet ein fortwährender geistiger Austausch statt, und die alte Chinesische Mauer von Vorurtheilen und National-Egoismus ist in England und Frankreich, nimmere bald eben so niedergedrückt, wie sie es schon längst in unserem Deutschen Vaterlande war.